# Alterszäsuren

Zeit und Lebensalter in Literatur, Theologie und Geschichte

> Herausgegeben von Thorsten Fitzon, Sandra Linden, Kathrin Liess und Dorothee Elm

#### ISBN 978-3-11-025478-5 e-ISBN 978-978-3-11-025479-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Einbandabbildung: Illustration nach einem Holzschnitts des Monogrammisten MB nach Zeichnung von Tobias Stimmer: "XXX Jar ain Man / XL Jar haushalten kan und XXX Jar im Hauß die Frau / XL Jar ein Matron genau".

Satz: Sandra Linden

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

### INHALT

DOROTHEE ELM / THORSTEN LINDEN	I FITZON / KATHRIN LIESS / SANDRA
	VII
	ılichen Lebenszyklus – religiöse und nen
	usforderung der theologischen
	ve und Metaphern in mittelalterlichen gsdiskursen 49
	ions on Narrative Openness in Later81
	twicklung oder Vollendung? schen Bibel
KATHRIN LIESS »Jung bin ich gewesen u Lebenszeit und Alter in	nd alt geworden«. den Psalmen
	le, Alter und Tod am Ende des r Salomonis)
Überlegungen zu einer Z	alt ist, will sprechen?« (Aischin. 1,23). Zäsur und ihrem Verschwinden im rger
	krasie und Zeitlosigkeit: erns im griechisch-römischen

DOROTHEE ELM Die Entgrenzung des Alter(n)s: Zur Kaiserpanegyrik in der Dichtung des Statius und Martial	57
THERESE FUHRER Erneuerung im Alter: Augustins <i>aetates</i> -Lehre	51
UTA STÖRMER-CAYSA  Zeit, Alter und Gewissheit im <i>Hildebrandlied</i> 28	39
MANFRED KERN Schere, Stein, Papier. Alterszäsuren, Autorschaft und Werk in der mittelalterlichen Liebeslyrik	19
SANDRA LINDEN  für singen hüst ich durch die kel. Das Memento mori in den Liedern Oswalds von Wolkenstein	23
ALEXANDER KOŠENINA  »Alles ohne Hexerei«. Verjüngungsmedizin in Kunst und Literatur seit der Frühen Neuzeit	55
JUTTA HEINZ Urszenen, Schwellenlektüren und ›Wünschperioden‹ – zu Kindheitszäsuren in Erzähltexten um 1800	<b>'</b> 7
THORSTEN FITZON  Schwellenjahre – Zeitreflexion im Altersnarrativ. Arthur  Schnitzlers Erzählung Frau Beate und ihr Sohn	15
Zu den Autorinnen und Autoren	3
Autoren- und Werkregister	9

### JUTTA HEINZ

#### Urszenen, Schwellenlektüren und ›Wünschperioden – zu Kindheitszäsuren in Erzähltexten um 1800

This chapter analyses novels from the period between 1780 and 1820, concentrating on their description of childhood/youth and the associated concepts of time. Most of the novels are based on Rousseau's model of childhood as a natural state of mankind; in many different ways they refer to the various phases his pupil Emile goes through in his idealized development. In such an Enlightenment context, their authors emphasize the teleological aspects of childhood as a natural process. They are thus very interested in phenomena involving borders, thresholds, and transitions between the different phases of this process, which they present in autobiographical texts and in novels of development (by, for example, Schummel, Jung-Stilling, Moritz, and Jean Paul). In contrast, Romantic authors tend to conceive of childhood as both a timeless state and a human ideal, best described through metaphorical language and in both fairy tales and allegories (for instance, in the writings of Novalis, Hölderlin, Friedrich Schlegel, and E. T. A. Hoffmann). At the same time, in their works representatives of both movements identify and illustrate the lasting influence of certain »threshold readings« from childhood lectures and the significance of certain early childhood experiences (or »primal scenes«). In this respect, these authors appear to anticipate findings of modern developmental psychology (as found for example in the work of Piaget).

Angesichts der historisch späten Entdeckung der Kindheit als eigene Lebensphase durchlebt diese im 18. Jahrhundert einen erstaunlich rasanten diskursiven Aufstieg. Das mag mit dem besonderen Interesse der aufklärerisch gesonnenen Zeitgenossen für die Erziehung überhaupt – und zwar nicht nur der Kinder, sondern des Menschengeschlechts insgesamt – zusammenhängen, ebenso mit der Entstehung der Anthropologie und Psychologie als eigene Wissenschaften von der menschlichen Psyche und deren Zusammenhang mit ihrem Körper. Beinahe noch erstaunlicher sind jedoch die schnell aufeinander folgenden inhaltlichen Veränderungen der Kindheits-Konzepte, die sich vor allem in der Literatur niederschlagen. In den aufklärerischen Gattungen von Entwicklungs- und Erziehungsroman wird Kindheit meist vrealistische dargestellt – soll heißen: mit einem Anspruch auf psychologische Durchdringung und exemplarische Abbildung einer wichtigen menschlichen Bildungsphase mit dem klaren Ziel des Er-

wachsenwerdens. In den romantischen Texten ab der Jahrhundertwende hingegen ist Kindheit zu einem zeitlosen Idealzustand geworden; das zewige Kindk verkörpert das goldene Zeitalter¹ und überdies noch eine poetologisch empfehlenswerte Grundhaltung. Gegensätzlicher könnten die Positionen kaum sein: Ist Kindheit nun etwas, das – bei aller Wertschätzung auch durch die Aufklärer, vor allem im Gefolge von Rousseau – zugunsten der viel beschworenen zugunsten der viel beschworenen zuguns? Oder bildet sie vielmehr einen menschlichen Ur- und Idealzustand, dessen unendliche Kontinuation über das Leben hinweg angestrebt werden sollte?

Im Folgenden will ich exemplarische Erzähltexte aus dem Zeitraum zwischen 1780 und 1820 im Blick auf die Darstellung, Periodisierung und Abgrenzung von Kindheit sowie die damit verbundenen Zeitkonzepte untersuchen. Ich kann dabei in weiten Strecken auf eine reichlich vorliegende Forschungsliteratur verweisen, die wesentliche Aspekte und Unterschiede von aufklärerischen und romantischen Kindheitsvorstellungen bereits herausgearbeitet hat. Im Übrigen ist das zur Verfügung stehende Quellenmaterial nicht allzu umfangreich: Selbst in Entwicklungsromanen wird die Wichtigkeit der kindlichen Entwicklung meist eher theoretisch beschworen denn in Erzählung umgesetzt – wohl auch aus Gründen der Darstellbarkeit überhaupt. Ich werde deshalb zusätzlich Texte mit stärker autobiographischem Charakter heranziehen, wobei gerade zu dieser Zeit die Übergänge zwischen einer sozusagen reinen Autobiographie und autobiographischem Roman nach dem Muster von Moritz' Anton Reiser eher fließend sind. Die wesentliche Folie für meine Untersuchung wird, kaum überraschend, Jean-Jacques Rousseaus Emile bilden (Kap. I); im Anschluss daran werde ich ausführlicher auf Texte von Jung-Stilling, Schummel, Moritz und Jean Paul eingehen (Kap. II) und diese mit romantischen Texten von Friedrich Schlegel und E. T. A. Hoffmann (Kap. III) kontrastieren.

### 1. Topologische Ausgangspunkte: Kindheit als Zeitalter der Unschuld und als Naturzustand

In Vielem zehren die Kindheitsdarstellungen des 18. Jahrhunderts, bei aller Betonung neuer psychologischer und anthropologischer Einsichten,

In der klassischen Formulierung bei Novalis in den Blüthenstaub-Fragmenten: »Wo Kinder sind, da ist ein goldnes Zeitalter« (in: Novalis, Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, Bd. 2: Das philosophische Werk, hrsg. von Richard Samuel und Paul Kluckohn, Darmstadt 1965, S. 457).

von traditionellen Topoi, die nur kurz ins Gedächtnis gerufen werden sollen. So ist die Verbindung der Kindheit mit der Vorstellung des goldenen Zeitalterse beinahe allgegenwärtig, wenngleich im Einzelnen mit verschiedenen Vorstellungskomplexen und Wertungen verbunden.<sup>2</sup> Relativ lebendig ist daneben noch die religiöse Konnotation von Kindheit mit Unschuld, einem Sein vor den Sündenfällen von Reflexion und Geschlechtlichkeit, einem natürlichen Gefühl für Gut und Böse, das keine theoretische Begründung braucht. Eine originelle Ausformung erhält diese Traditionslinie beispielsweise bei dem als Romanautor wenig bekannten Theodor Gottlieb von Hippel. In seinen Lebensläufen nach aufsteigender Linie (1778-1781) gewinnt der Bezug auf Matthäus 18, 3 geradezu leitmotivischen Charakter: »Wahrlich! ich sage euch, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen!«<sup>3</sup> Bezeichnenderweise ereilt jedoch den Sohn des Erzählers, Leopold, ein früher Tod. Er war ein wahres Gotteskind, das sich auf der Erde immer fremd fühlte und zu Gott und zur Natur ein innigeres Verhältnis hatte als selbst zu seinen Eltern; sein Tod wird als eine natürliche Heimkehr geschildert: »Wie ruhig Pold starb! - Es war ein lieber, lieber Junge, einen Himmelszug um die Augen, welcher laut lehrte, Pold sey nicht von dieser Welt, sondern von jener!«4

Leopold ist damit eine christlich umdefinierte Verkörperung der antiken Genius-Gestalt und ein Verwandter literarischer Genius-Kinder von
Goethes früh versterbender Mignon bis hin zu Thomas Manns Echo.<sup>5</sup>
Mit seinem frühen Tod bleibt Hippels Leopold immerhin erspart, was sein
Vater/Erzähler der zeitgenössischen Erziehung vorwirft: »Jetzt haben sich
auch hier [bei der Erziehung] Staatsgrundsätze eingeschlichen, und jedes
Kind wird jetzt schon an eine Kette gelegt, als ein beißiger Hund«.<sup>6</sup> Diese
grundsätzliche Erziehungskritik am »Treibhaus«<sup>7</sup> der schulischen Erziehung, ihrer Ausrichtung auf Fibel-Weisheit und lebloses »Gedankenwerk«<sup>8</sup>, teilt Hippel mit vielen Zeitgenossen, vor allem jedoch mit JeanJacques Rousseau, an dessen Emile (1762) wohl in der zweiten Hälfte des
18. Jahrhunderts niemand vorbeikam, der über Kindheit und Erziehung

Vgl. dazu ausführlich Yvonne-Patricia Alefeld, Göttliche Kinder. Die Kindheitsideologie in der Romantik, München u. a. 1996, die auch die unterschiedlichen antiken Quellen für den Topos anführt (bes. Kap. II).

Theodor Gottlieb von Hippel, Lebensläufe nach aufsteigender Linie, Dritter Theil, Leipzig 1859, S. 361.

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup> Hippel, Lebensläufe, S. 358.

<sup>&</sup>lt;sup>5</sup> Vgl. Alefeld, Göttliche Kinder, S. 49f.

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup> Hippel, Lebensläufe, S. 361.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Ebd.

380 Jutta Heinz

dachte und schrieb.9 Die religiöse Herkunft von dessen Kindheitsauffassung wird noch deutlich in dem programmatischen Hauptsatz und deren argumentativem Apriori schlechthin: »Alles, was aus den Händen des Schöpfers kommt, ist gut; alles entartet unter den Händen des Menschen.«10 An der Natur hat sich die Kindererziehung deshalb in verschiedener Hinsicht zu orientieren. Zum Ersten dürfen die ursprünglichen natürlichen Anlagen im Menschen nicht verformt, sondern nur in ihrer Ausbildung sanft gefördert werden. 11 Nur so ist gewährleistet, dass Erziehung die natürliche Identitätsbildung unterstützt und nicht verhindert: »Der natürliche Mensch ist sich selbst alles. Er ist die ungebrochene Einheit, das absolute Ganze, das nur zu sich selbst oder seinesgleichen eine Beziehung hat.«12 Demgegenüber ist der Mensch in der Gesellschaft immer sich selbst entfremdet, »nur eine Bruchzahl«13, ein »Sklave«14. Hier liegt die wesentliche Wurzel für das dann vor allem von der Romantik mit der Kindheit verbundene Identitäts- und Ganzheitsideal: Das Kind – als Vertreter des in der Kultur nicht mehr möglichen ›natürlichen Menschen - bekommt nun all die Attribute zugeschrieben, die traditionellerweise Gott vorbehalten sind; das zeigt vor allem der Begriff der Absolutheits, der zwar eher eine mathematische Konnotation heraufbeschwört, dabei jedoch die traditionellen Gottesbilder mittransportiert.

Zum Zweiten sollen alle Stufen der Kindheit, die Rousseau im Einzelnen unterscheidet, dem vorgezeichneten »Gang der Natur«<sup>15</sup> folgen.<sup>16</sup>

Vgl. zu Rousseau v. a. Hans-Heino Ewers, Kindheit als poetische Daseinsform. Studien zur Entstehung der romantischen Kindheitsutopie im 18. Jahrhundert. Herder, Jean Paul, Novalis und Tieck, München 1989, bes. Kap. I.

Jean-Jacques Rousseau, Emile oder Über die Erziehung, hrsg. von Martin Rang, Stuttgart 1963, S. 107.

Das hier vertretene Prinzip ist das einer negativen Erziehunge »Die erste Erziehung muß also rein negativ sein. Sie besteht keineswegs darin, Tugend und Wahrheit zu lehren, sondern darin, das Herz vor dem Laster und den Geist vor dem Irrtum zu bewahren« (Rousseau, Emile, S. 213).

<sup>&</sup>lt;sup>12</sup> Rousseau, Emile, S. 112.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ebd., S. 118.

<sup>15</sup> Ebd., S. 102.

Die von ihm immer wieder hervorgehobene methodische Konzentration auf praktische Beobachtung und Erfahrung bewährt sich dabei, auch aus heutiger Sicht betrachtet, durchaus: Rousseaus Phasenmodell der kindlichen Entwicklung weist erstaunliche Parallelen beispielsweise zu dem entwicklungspsychologischen Modell der Kindheit von Jean Piaget auf. Das Säuglingsalter bei Rousseau entspricht weitgehend Piagets sensomotorischer Stufex (vgl. Jean Piaget/Bärbel Inhelder, *Die Psychologie des Kindes*, München 1986, bes. Kap. 1). Auch Rousseaus Beobachtung, dass Kinder von Geburt an mit dem Lernen beginnen, ihre Unfähigkeit zwischen sich selbst und den sie affizierenden Gegenständen zu unterscheiden, die daran anschließende Entwicklung der kindlichen Egozentrik, die Ausbildung von prälogischen und prärationalen Formen der Urteilsbildung

Die erste Phase des infans ist laut Rousseau (entsprechend der Wortbedeutung) dadurch abgegrenzt, dass das Kind noch nicht sprechen, 17 aber bereits essen und gehen kann. 18 Daran schließt sich als nächste Phase die des puer, des Knabenalters, an; diese reicht bis zum zwölften Lebensjahr, der »Reife der Kindheit«. 19 Weiterhin bleibt die Natur die erste Ratgeberin für die Erziehung: Sie empfiehlt – wie bereits beim Säugling – zunächst physische Abhärtung, eine aktive Lebensweise und eine einfache Ernährung.<sup>20</sup> Unbedingt ist darauf zu achten, dass die sich in dieser Zeit stark entwickelnden geistigen Fähigkeiten Schritt mit den Bedürfnissen halten; schon das Kind muss Selbstbeschränkung lernen. Nur so wird es einen dauerhaften, weil auf einem Gleichgewicht beruhenden Zustand von Glückseligkeit erlangen. Rousseau findet für diesen Gleichgewichtszustand ein interessantes Naturbild: »Messen wir den Radius unsrer Sphäre und bleiben wir im Zentrum so wie die Spinne in ihrem Netz, und wir werden uns immer selbst genügen«.21 Dazu muss vor allem die sich nun rapide entwickelnde Einbildungskraft im Zaum gehalten werden: »Sobald aber die virtuellen Fähigkeiten aktiv werden, erwacht die Einbildungskraft, die aktivste von allen, und überholt die andern.«22 Zu diesem Zweck macht Rousseau strenge Vorgaben, die ähnlich wie sein Konzept der physischen Erziehung in den Reform-Erziehungsprogrammen der Zeit aufgegriffen werden und die sich teilweise explizit gegen verbreitete, überkommene Erziehungspraktiken richten: Untersagt werden das Erzählen von Fabeln, das mechanische Auswendiglernen, die zu frühe Übung mehrerer Sprachen und völlig verboten schließlich Lektüre jedweder Art, die »Geißel der Kindheit«.23 Empfohlen hingegen werden, neben dem physischen Training, Übungen im Zeichnen<sup>24</sup> und in praktischen Handwerken.<sup>25</sup> Die in-

und des moralischen Handelns, der kindliche Animismus, der alles um sich selbst herum als belebt ansieht – all dies entspricht durchaus modernen Erkenntnissen.

Das entspricht der etymologischen Herkunft von infans; vgl. z. B. Zedler in seinem Grossen vollständigen Universallexicon aller Wissenschafften und Künste (Art. »Kind«, Bd. 15, Graz 1982 Sp. 640–642), der auch gemäß den traditionellen Lebensalter-Zyklen die erste Grenze bei sieben Jahren ansetzt.

<sup>&</sup>lt;sup>18</sup> In der allerersten Phase ist deshalb für Rousseau die Mutter als »natürliche Amme« die wesentliche Bezugsperson, die dann vom Vater als dem »natürlichen Erzieher« abgelöst wird (Rousseau, Emile, S. 130).

<sup>19</sup> Rousseau, *Emile*, S. 348.

<sup>&</sup>lt;sup>20</sup> »Das große Geheimnis der Erziehung ist, die Leibesübungen und die Geistesübungen einander immer zur wechselseitigen Entspannung werden zu lassen« (Rousseau, Emile, S. 426).

<sup>&</sup>lt;sup>21</sup> Ebd., S. 189.

<sup>&</sup>lt;sup>22</sup> Ebd,. S. 188.

<sup>&</sup>lt;sup>23</sup> Ebd., S. 258.

<sup>&</sup>lt;sup>24</sup> Vgl. ebd., S. 311.

<sup>&</sup>lt;sup>25</sup> Vgl. ebd., S. 397f.

tellektuelle Betätigung schließlich soll sich auf sinnliche und konkrete Anschauungen beziehen, der einzig natürlichen Form der »sensitiven oder kindlichen Vernunft«<sup>26</sup> auf dieser Entwicklungsstufe.<sup>27</sup>

Der Übergang zur dritten Phase von 12 bis 13 Jahren ist dann erreicht, wenn die kindlichen Fähigkeiten gegenüber den Bedürfnissen einen deutlichen Uberschuss aufweisen. Das reif gewordene Kind will seine neuen Kräfte erproben; und es kann dies noch, uneingeschränkt von den Ablenkungen der drohend heraufziehenden Pubertät. Deshalb beginnt zu dieser Zeit der Anfangsunterricht in den einzelnen Fächern, der jedoch unmittelbar und konkret bleiben muss: keine Bücher und wissenschaftlichen Methoden, sondern unmittelbare Anschauung der das Kind umgebenden Naturgegenstände, erste eigene Experimente – nur so kann das erlangte Wissen nachhaltig mit der eigenen Lebenswirklichkeit verbunden werden und lebendig bleiben.<sup>28</sup> Daran schließt sich die Pubertät an, nach Rousseau eine Art zweite Geburt als »Gattungs- und Geschlechtswesen«;29 damit ist auch die natürliche Grenze zwischen Kindheit und Jugend deutlich bezeichnet, wenn sie sich auch noch nicht in einer entsprechenden Terminologie niederschlägt. Nun treten die Leidenschaften entschieden in den Vordergrund, wobei auf die richtige, einmal mehr naturgemäße Reihenfolge geachtet werden sollte: Vor der Liebe kommt die Freundschaft. Gleichzeitig beginnen das selbständige Denken im eigentlichen Sinn, die Herausbildung von bewusster Moralität sowie die reflektierte Auseinandersetzung mit der Religion - dass diese bisher nur eine sehr geringe Rolle gespielt hatte, ist ebenfalls ein wesentliches Differenzkriterium zu gängigen Erziehungspraktiken der Zeit, für die gerade im frühkindlichen Alter die religiöse Erziehung zentral ist. Die gesellschaftliche Erziehung schließlich vollzieht sich für Rousseau am besten als Geschmacksbildung und orientiert sich am Mäßigungsprinzip der aurea mediocritas.30

Die ausführlichere Behandlung Rousseaus soll nicht nur seiner grundlegenden Bedeutung Rechnung tragen, sondern vor allem die Aufmerksamkeit für Details seines Konzepts schärfen. Dazu gehört der ganze Komplex der fatalen Einbildungskraft ebenso wie das Phasenkonzept, das

<sup>&</sup>lt;sup>26</sup> Ebd., S. 339.

Die von Rousseau hier dargestellte allmähliche Entwicklung der geistigen Fähigkeiten und des Abstraktionsvermögens entspricht bemerkenswert genau Piagets Modell, in dem eine präoperationale Phase, eine konkretoperationale und eine formaloperationale Phase unterschieden werden (vgl. Jean Piaget, Das Weltbild des Kindes, München 1988, bes. Erster Teil, Kap. II: »Der Realismus der Namen«).

Die einzige auf dieser Stufe zugelassene Lektüre ist der Robinson Crusoe (vgl. Rousseau, Emile, S. 389f.) – eine Ausnahme, die zu einer regen Rezeptions- und Übersetzungstätigkeit Anlass gegeben hat.

<sup>&</sup>lt;sup>29</sup> Rousseau, Emile, S. 438.

<sup>30</sup> Vgl. ebd., S. 718.

im Wesentlichen auf verschiedenen psychischen ›Vermögen‹ aufsetzt, die einem bestimmten Entwicklungszustand zugeordnet werden: Von der Sinnlichkeit des Kleinkindes geht es über die dominierende Wirkung der Einbildungskraft in der Kindheit hin zu den Leidenschaften in der Pubertät, bis ganz am Schluss erst die Bildung von Vernunft und Moral steht. Zentral sind daneben die Auswahl des richtigen Erziehers – ein grundlegendes Problem, das Rousseau nur durch eine Idealgestalt auflösen kann –, die Betonung der körperlichen Erziehung im Kontrast zu einer zu frühen Intellektualisierung durch die Schule, die Verpflichtung auf Praxis, die Beschreibung möglicher negativer Einflüsse durch Lektüre, Umwelt und Gesellschaft. All dies werden im Folgenden unterschiedliche literarische Texte in Fallstudien auf den Prüfstand stellen.

# 2. Kindheit als aufklärerisch-pädagogische Herausforderung und lebensgeschichtliche Prägungsphase

Schon vom Titel her explizit als ein solcher Testfall angelegt ist der 1780/81 erschienene Roman Wilhelm von Blumenthal, oder das Kind der Natur. Die Geschichte der Titelfigur teilt viele Züge mit der ihres Autors, des Pädagogen Johann Gottlieb Schummel.<sup>31</sup> Noch deutlicher aber sind ihre Parallelen zu Rousseaus Emile. So enthält der Text immerhin eine kurze Schilderung der ersten Monate des natürlich weisungsgemäß von der Mutter selbst gestillten Wilhelms mit einer ersten Phasengliederung:

Weiter ist nun von dem ersten Virteljahre [sic!] unsers Helden nichts zu sagen! Dieser Zeitraum heißt in der ganzen weiten Frauenwelt vorzugsweise das dumme Vierteljährchen, und soweit meine Beobachtung reicht, ist er es auch wirklich. Ein kleines Lächeln ausgenommen, das sich gegen die sechste oder siebente Woche einfindet, ist das Kind bloß Maschine und die Natur sucht lediglich durch Nahrung und Schlaf dem Körper Festigkeit und Dauer zu geben. Allein mit dem Anfange des zweyten Vierteljahres ändert sich die Scene! Das Kind betritt nun förmlich die erste Stufe der Menschheit fängt an sich zu freuen und zu betrüben, äussert den grossen Trieb der Thätigkeit und Aufmerksamkeit. 32

Die weitere Entwicklung Wilhelms jedoch wird eher durch drastische äußere Einschnitte als durch den naturgemäßen Gang der Fähigkeiten und

Vgl. M. Hippe, Art. »Schummel, Johann Gottlieb«, in: Allgemeine Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Band 33 (1891), S. 59f. Schummel verfasste drei Romane, die sich mit der Erziehungsproblematik auseinandersetzten: Spitzbart. Eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert (1779), Wilhelm von Blumenthal, oder das Kind der Natur (1780–81) und Der kleine Voltaire. Eine deutsche Lebensgeschichte für unser Freygeistisches Jahrhundert (1782).

Johann Gottlieb Schummel, Wilhelm von Blumenthal oder das Kind der Natur, Leipzig 1780–81, Bd. I, S. 53f.

Bedürfnisse nach Rousseau gegliedert. Zunächst stirbt seine Mutter – die allerdings sowieso auf dem besten Wege war, das Kind zu verzärteln und damit für eine Rousseausche Erziehung zu verderben –, als Wilhelm erst eineinhalb Jahre ist. Bis zum fünften Lebensjahr – also in der Phase des *puer* – wird Wilhelm deshalb von der alten Susanne versorgt, die ganz im Einklang mit Rousseau sehr für »tüchtige Bewegung mit Laufen und Springen und Reiten auf dem Steckenpferde, und dabey viel frische Luftæ³³ ist. Zudem lehnt sie Gespenster- und Hexengeschichten explizit ab. Allerdings vermittelt sie im Gegensatz zu Rousseaus Rat eine religiöse Ersterziehung durch Gespräche und Erzählen von Geschichten, was der Erzähler in einer beigefügten Gesprächsprobe veranschaulicht, einem beliebten Darstellungsmittel des Entwicklungs- und anthropologischen Romans der Zeit. Schließlich, dies wieder ein Rousseausches Versatzstück, zeichnet und malt das Kind eifrig.³4

Der gute Ansatz wird jedoch bald durch Susannes Tod zunichte gemacht; der Vater übernimmt nun, gemeinsam mit der öffentlichen Schule, die weitere Erziehung des Knaben. Widersprüchlicher könnten die Kräfte nicht sein, die jetzt auf Wilhelm einwirken: Während der Vater einen richtigen Manna aus seinem Kind machen will und ihn zur Wildheit ermutigt, wird er in der Schule zum eifrigen Lernen und Gehorsam angeleitet. Dabei setzen sich letztlich Wilhelms gute natürliche Anlagen durch: Er bringt die öffentliche Schule mit einem Minimalprogramm hinter sich, was dazu führt, dass er eine »wenn nicht schöne, desto geschwindere Hand«35 schreibt, im Lateinischen Grundkenntnisse hat und im Rechnen der Beste ist. »Und ob er gleich für sich kein Buch las [...], so studirte er dagegen desto fleissiger in dem grossen Buche der Natur, theoretisch und praktisch!«<sup>36</sup> Gleichzeitig erwirbt er aufgrund seines natürlichen Autodidaktentums innerhalb kürzester Zeit ausgedehnte Kenntnisse in vielen Handwerken, die auf seine spätere Laufbahn voraus weisen: Das Kind der Natur ist von eben dieser bestimmt zum Mann des Staates, zum Unternehmer und Kameralisten. Sein Weg dorthin weist jedoch viele Umwege auf. Nachdem auch Wilhelms Vater stirbt, übernimmt ein Vormund, der Apotheker Henning, die Vormundschaft des nach Rousseau in der Reife der Kindheits stehenden, aufgeweckten Knaben und stellt ihn als Lehrling an; mit dieser einschneidenden äußeren Veränderung beginnt Wilhelms Jugend. Die ungezügelte Ausbeutung und fortgesetzte körperliche Züchtigung machen den Lehrlingsstand dabei, so Schummel, zu demjenigen ge-

<sup>&</sup>lt;sup>33</sup> Schummel, Wilhelm von Blumenthal, I, S. 68.

<sup>&</sup>lt;sup>34</sup> Vgl. ebd., S. 74.

<sup>35</sup> Ebd., S. 89.

<sup>&</sup>lt;sup>36</sup> Ebd.

sellschaftlichen Stand, der »bey weitem die meiste Plage hat«.37 Wilhelm weiß sich seinem Elend schließlich nicht anders als durch Flucht zu entziehen. Seine Schicksale als jugendlicher Student in Halle und als Reisender schildern die weiteren Bände, bis er schließlich als geschätzter Staatsdiener in den wohlverdienten Ehestand treten kann.

An diesem Musterlebenslauf ist mehrerlei bemerkenswert. Zum einen wird die Idealentwicklung des Kindes der Nature à la Rousseau zwar ständig durch sehr reale Zwänge überlagert - den Tod sämtlicher Bezugspersonen, den schlechten Zustand der Erziehungsinstitutionen, die Tortur des Lehrlingsdaseins. Gleichwohl bleibt Wilhelm sich selbst und seiner Natur auch unter den widrigsten Umständen treu; was, wie der Erzähler ständig betont, im Wesentlichen den guten natürlichen Anlagen und der sehr soliden, rousseau-gemäßen Erziehung in der frühen Kindheitsphase des infans geschuldet ist. Wilhelm von Blumenthal beweist sozusagen, dass all die fatalen Kräfte der Gesellschaft zusammen nicht hinreichend sind, das frühkindlich gefestigte Naturkind zu verderben. Dadurch jedoch, dass Wilhelm gerade wegen der Schwächen seiner wechselnden Erzieher häufig sich selbst überlassen bleibt, schlägt die megative Erziehunge des Autodidakten fast mehr an als die positive der Institutionen. Dass dabei eine altersgemäße Entwicklung, gar in säuberlich abtrennbaren Lebensphasen, angesichts der Kontingenz der äußeren Umstände nicht bewusst angestrebt werden kann, ist der Preis, den der Realismus des autobiographisch grundierten Romans fordert.

Durchaus eine Parallele bei allen Unterschieden bildet Johann Heinrich Jung-Stillings romanhaft erzählte *Lebensgeschichte*. Der erste Teil, *Henrich Stillings Jugend*. *Eine wahrhafte Geschichte*, erscheint 1777, gefolgt von zwei weiteren Bänden, deren Titel bereits die Phasengliederung deutlich machen: Auf die »Jugend« folgen die »Jünglings-Jahre« (1778) und die »Wanderschaft« (1778). Auch Henrichs Kindheit ist geprägt durch den Wechsel der Bezugspersonen: Die Mutter stirbt früh an einer Fehlgeburt, er wird von seiner Großmutter aufgezogen, die dabei auf die von Rousseau verpönten Ammenmärchen zurückgreift und ihn verhätschelt:

Margarethe nahm also ihren Enkel in völlige Verpflegung, futterte und kleidete ihn auf ihre altfränkische Manier aufs reinlichste. Die Mädchen gängelten ihn, lehrten ihn beten und andächtige Reimchen hersagen.<sup>38</sup>

Im Alter von sieben Jahren findet ein erster krasser Wechsel vom verzärtelten Säugling und Kleinkind zum rau aufgezogenen *puer* statt: Nun über-

<sup>&</sup>lt;sup>37</sup> Ebd., S. 108.

Johann-Heinrich Jung-Stilling, Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte, in: Ders.: Lebensgeschichte, hrsg. von Gustav Adolf Benrath, Darmstadt 1992, S. 1–79, hier S. 39.

386 Jutta Heinz

nimmt der Vater die Erziehung und zwingt dem Kind einen strengen Tagesablauf auf, der geprägt ist von häufigen Gebeten, strenger Disziplin, Isolation von anderen Kindern. Neben dem obligatorischen Auswendiglernen des Katechismus darf Henrich nur geistliche Literatur - auch das weitverbreitete Leben der Altväter von Gottfried Arnold ist zugelassen und einige wenige, ältere deutsche Märchen lesen, darunter die Geschichte von den Haimonskindern und von der schönen Melusine, die leitmotivartig sein Leben begleiten werden. Doch selbst diese sorgsam beschränkte Lektüre führt dazu, dass die in diesem Alter laut Rousseau dominante Einbildungskraft alle ihre Gefahren frei entfaltet: Henrich genießt sein Leben nur noch in der Lektüre. Mit acht Jahren, so der Erzähler, hat er wahrscheinlich noch niemals laut gelacht; und als ihn der strenge Pfarrer betulich fragt, ob er denn schon lesen könne, antwortet der frühreife Achtjährige: »Ich bin ja ein Mensch«.<sup>39</sup> Auch in der öffentlichen Lateinschule widmet er sich vor allem der Bibliothek des Schulmeisters und entwickelt gar autodidaktische Lernmethoden für den Latein-Unterricht. Emotionale Zuwendung erfährt er von niemandem, am wenigsten von seinem Vater: »Er wußte sich nicht zu besinnen, daß ihn sein Vater jemals in den Armen gehabt«. 40 Hingegen hängt er an seinem Großvater, der ihm auch die Geschichte seiner Familienahnen erzählt – eine tiefgehende Erfahrung, die als eine Urszene für sein Leben prägend werden wird.

Henrich ist also gerade kein Kind der Natur, sondern vielmehr das, was die Zeitgenossen einen Schwärmer nennen: »Daher kam es denn, daß seine ganze Seele anfing, sich mit Idealen zu belustigen; seine Einbildungskraft ward erhöht, weil sie keine andere Gegenstände bekam, als idealische Personen und Handlungen«41 – die Charakteristik des kleinen Henrich enthält wesentliche Elemente der Schwärmerdefinition der Zeit. Wieder wird die natürliche kindliche Entwicklung überlagert durch den Wechsel von Erziehern; wieder geschieht ein Großteil der Bildung autodidaktisch oder zufällig. Von Spielen ist kaum die Rede, bis auf einen kurzen Versuch einer Komödienaufführung.<sup>42</sup> Den wichtigsten Einschnitt markiert schließlich wiederum der Übergang zum Lehrlingsdasein mit 12 Jahren. Dazu kommen ein weiterer institutionalisierter Übergangsritus, die Katechisation und der Besuch des ersten Abendmahls mit 14 Jahren. Doch auch später, als Henrich kurz darauf bereits die erste eigene Schulmeisterstelle auf einem Dorf der Umgebung annimmt, prägen weiterhin die Bücher sein Leben: Über eine deutsche Übersetzung des Homer ist er

<sup>&</sup>lt;sup>39</sup> Ebd., S. 49.

<sup>&</sup>lt;sup>40</sup> Ebd., S. 52.

<sup>&</sup>lt;sup>41</sup> Ebd., S. 46.

<sup>42</sup> Vgl. Jung-Stilling, Henrich Stillings Jünglings-Jahre. Eine wahrhafte Geschichte, in: Ders.: Lebensgeschichte, hrsg. von Gustav Adolf Benrath, Darmstadt 1992, S. 81–186, hier S. 86.

überglücklich; seine Schulkinder versorgt er zur Belohnung mit Geschichten; mit einem anderen Handwerker liest er gemeinsam mystische Schriften. In dieser Zweiteilung von harter Lebens- und verschönernder Lektürewelt vergeht seine gesamte Jugend: »Handwerksgeschäfte, Schulhalten, und verstohlne Lesestunden, hatten darinnen beständig abgewechselt«. <sup>43</sup> Im folgenden häufigen Wechsel der Schulmeisterstellen und den kurzen Perioden als Hilfsschneider beim Vater ist tatsächlich so etwas wie eine Entwicklung nur noch über die Lektüre erkennbar: Von den Haimonskindern und Gottfried Arnolds *Leben der Altväter* über Homer und Jakob Böhme sowie das eine oder andere Geographiebuch gerät Henrich schließlich an eine echte Pubertätslektüre, die *Asiatische Banise* von Ziegler<sup>44</sup> – einen verwirrenden barocken Liebes- und Heldenroman – und ist hingerissen:

Die Schreibart war ihm neu und fremd. Er glaubte in ein fremdes Land gekommen zu seyn, und eine neue Sprache zu hören, aber sie entzückte und rührte ihn bis auf den Grund seines Herzens. [...] Ueber alles aber schien ihm der Plan dieses Romans ein Meisterstück der Erdichtung zu seyn; und der Verfasser desselben war in seinen Augen der größte Poet, den jemals Teutschland hervorgebracht hatte. 45

Bis er seine ersten eigenen – und eher frustrierenden – Liebesgeschichten erlebt, vergeht jedoch noch einige Zeit; und auch der sich durch das Zusammenleben verschärfende pubertäre Konflikt mit dem Vater kann schließlich nur durch Verlassen der Heimat gelöst werden. Henrich Stilling muss, nach einer ähnlich wirren, aber viel stärker als bei Wilhelm von Blumenthal schwärmerisch überlagerten Kindheit hinaus in die Welt; der Abschied vom Vaterland markiert den endgültigen Abschluss der Jugendjahre wie der Übergang in die Lehrlingswelt den der Kinderjahre. Die psychologische Entwicklung jedoch vollzieht sich anhand von Schwellenlektüren durch wechselnde Genres hindurch.

Die Lektüre prägt bekanntermaßen auch nachdrücklich Karl Philipp Moritz' Roman Anton Reiser (1785), das wohl wegen seiner eindrücklichen und bedrückenden Schilderungen berühmteste Kindheitsbuch des 18. Jahrhunderts, das ebenfalls in starkem Maße autobiographisch geprägt ist. Moritz selbst hat als Erfahrungs-Seelenkundler wesentliche Grundlagen seiner Kindheitsdarstellung theoretisch exponiert. In einem Beitrag zu seinem Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde mit dem Titel »Erinnerungen aus

<sup>&</sup>lt;sup>13</sup> Ebd., S. 118.

Heinrich Anselm von Ziegler: Die asiatische Banise oder Das blutige doch muthige Pegu, Leipzig 1689. Vgl. zur Erfolgsgeschichte dieses Romans im 18. Jahrhundert Dieter Martin, Barock um 1800, Frankfurt a. M. 2000, Dritter Teil, Kap. 1.

<sup>&</sup>lt;sup>45</sup> Jung-Stilling, Jünglings-Jahre, S. 123.

den frühesten Jahren der Kindheit«<sup>46</sup> thematisiert er sowohl die Schwierigkeiten, die mit den notwendig dunklen und unklaren frühkindlichen Erinnerungen verbunden sind, sowie deren besondere Bedeutung für die Ausbildung von Identität und den späteren Lebenslauf: <sup>47</sup>

Diese Eindrücke machen doch gewissermaßen die Grundlagen aller folgenden aus; sie mischen sich oft unmerklich unter unsre übrigen Ideen, und geben denselben eine Richtung, die sie sonst vielleicht nicht würden genommen haben. 48

Im Folgenden schildert er einige Urszenen seiner Kindheit,<sup>49</sup> die sich seinem Gedächtnis vor allem durch Farben und Größenverhältnisse eingeprägt haben. So erinnert er eine geradezu archetypisch embryonale Erfahrung von Geborgenheit, als ihn seine Mutter »einst im Sturm und Regen, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Arme trug, und ich mich an sie anschloß«.<sup>50</sup> Dazu kommen Gegenstände wie ein schwarzer Schrank, die gelbe Tür der Stube; schließlich, auch das wohl exemplarisch, eine erste Unrechtserfahrung sowie der erste Aufenthalt des Stadtkinds in der »freien offnen Natur«.<sup>51</sup> Dabei stellt das Alter von drei Jahren eine Zäsur dar: Von diesem Zeitpunkt an, so Moritz, gewinnen seine Erinnerungen größere Klarheit und Lebhaftigkeit.

<sup>46</sup> In: Karl Philipp Moritz, Gnothi sauton oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte, Band 1, 1. Stück, Berlin 1783, S. 65–70.

Vgl. Annette Simonis, Kindheit in Romanen um 1800, Bielefeld 1993, S. 165: »Der Kindheit kommt hier die Aufgabe zu, als ein Experimentierfeld, als eine vorbereitende Phase, eine Identitätssuche und eigenständige Entwicklung des individuellen Menschen zu ermöglichen.« Vgl. dort ausführlich zum Anton Reiser Kap. 2.

<sup>48</sup> Moritz, Erinnerungen, S. 65.

Der Terminus ¿Urszenec wird hier nicht in einem strengen Freudschen Sinn verwendet, sondern steht für eine frühe, meist nicht mehr genau erinnerte und bewusste Erfahrung, die einen exemplarischen Zugang zu neuen Erfahrungsbereichen legt und spätere Erfahrungen damit psychisch determiniert; es kann sich dabei sowohl um positive als auch um negative Erlebnisse handeln, sie müssen jedoch sehr stark sein. Nicht nur Moritz beschreibt solche Eindrücke, auch für Goethe spielen sie eine wichtige Rolle. Theoretisch darüber reflektiert hat auch Herder, beispielsweise in seinem Journal meiner Reise im Jahre 1769, wo er sich im Kontext seiner Überlegungen zu einer idealen Erziehung mit den Lebensaltern beschäftigt, die er ähnlich wie Rousseau anhand der Vorherrschaft bestimmter seelischer Vermögen abgrenzt. Über die prägende Kraft von Kindheitserlebnissen heißt es dort: »Jeder Mensch wird finden, daß seine später verarbeiteten Gedanken immer von solchen Eindrücken, Visionen, Gefühlen, Sensationen, Phänomenen herrühren, die aber oft schwer zu suchen sind. Die Kindheit in ihrem langen tiefen Traum der Morgenröte verarbeitet solche Eindrücke und modifiziert sie nach allen Arten, dazu sie Methoden bekommt« (Johann Gottfried Herder, Journal meiner Reise im Jahre 1769, Nördlingen 1985, S. 172). Daraus leitet Herder ab: »Welche große Regel: mache deine Bilder der Einbildungskraft so ewig, daß du sie nicht verlierest, wiederhole sie aber auch nicht zur Unzeit! Eine Regel zur ewigen Jugend der Seele« (S. 178).

<sup>&</sup>lt;sup>50</sup> Moritz, Erinnerungen, S. 66.

<sup>&</sup>lt;sup>51</sup> Ebd., S. 69.

Im Anton Reiser wird die Kindheit des Autors vor allem im ersten Buch geschildert; mit seinen Wanderungen beginnen auch hier die Jünglingsjahre. Dabei verfährt die Erzählung nicht streng chronologisch; das erste Buch setzt mit der späten Kindheit ein, frühere Erlebnisse und Erinnerungen werden assoziativ eingefügt - das entspricht dem unklaren Zeitgefühl der ersten Jahre, der nicht genauen zeitlichen Situierung der Urszenen sowie ihrem assoziativen Auftauchen, auch unerwartet, in späteren Lebenszusammenhängen. Dabei prägen gerade die negativen allerersten Eindrücke den künftigen Schwärmer und Hypochonder am intensivsten: »Die ersten Eindrücke sind nie in seinem Leben aus seiner Seele verwischt worden, und haben sie oft zu einem Sammelplatze schwarzer Gedanken gemacht«.52 Auch hier tauchen in diesem Zusammenhang die im Magazin bereits erwähnten Urszenen auf; dazu kommen von den berüchtigten Ammenmärchen ausgelöste traumatische Urängste – beispielsweise vor der Gestalt des »handlosen Mannes« - sowie eine frühe schwere Krankheitserfahrung. Bezeichnend sind, auch das ist bereits vielfach untersucht worden, die kindlich-destruktiven Spiele des kleinen Antons, die alle – ob im Nachspielen von Schlachtszenen mit Disteln- und Blumenheeren oder dem Fliegentöten - das für ihn charakteristische Persönlichkeitsmuster des joy of grief illustrieren. Moritz schildert darüber hinaus eine Reihe kindlicher Erfahrungen, die mit Piaget dem »Realismus der Namen«53 zugeordnet werden könnten: So reflektiert er beispielsweise, wie aus dem Klang von Ortsnamen beim Kind bestimmte Vorstellungen des Ortes werden.54

Sobald Anton jedoch lesen kann – nämlich mit acht Jahren –, werden auch für ihn die verschiedenen Lektüren zu den eigentlichen Altersschwellen einer exemplarischen Schwärmerbiographie. Das Zerrissenheitsmuster setzt sich in seiner Anfangslektüre fort. Der kleine Anton erhält von seinem Vater »zwei kleine Bücher, wovon das eine eine Anweisung zum Buchstabieren, und das andre eine Abhandlung gegen das Buchstabieren«55 enthält. Verstärkt noch durch seine schwere Erkrankung im gleichen Jahr verwendet er von Anfang an die Lektüre entschieden zur Flucht aus seiner »natürlichen Kinderwelt in eine unnatürliche idealische Welt«.56

Karl Philipp Moritz, Anton Reiser. Ein psychologischer Roman, hrsg. von Wolfgang Martens, Stuttgart 1972, S. 13.

Vgl. Piaget, Weltbild des Kindes, S. 88: »Für das Kind bedeutet Denken mit Wörtern umgehen«; dabei wird am Anfang kein Unterschied zwischen einem Ding und seinem Namen, dem Wort dafür, gemacht.

Ȇberhaupt pflegte Anton in seiner Kindheit durch den Klang der eignen Namen von Personen und Städten zu sonderbaren Bildern und Vorstellungen von den dadurch bezeichneten Gegenständen veranlaßt zu werden« (Moritz, Anton Reiser, S. 55).

<sup>55</sup> Moritz, Anton Reiser, S. 15.

<sup>&</sup>lt;sup>56</sup> Ebd., S. 16f.

Dabei ist die Textauswahl mit der von Wilhelm von Blumenthal wegen der starken religiösen Prägung der Haushalte durchaus vergleichbar: Anton beginnt mit Bibellektüre und den *Leben der Altväter* von Gottfried Arnold, in denen er jede Menge Identifikationsmöglichkeiten für seine lebhafte Phantasie findet; eine besondere Rolle spielt auch ein Büchlein speziell für fromme Kinder von sechs Jahren, sieben Jahren etc. – das also bereits eine Altersstruktur für die Lektüre vorgibt. <sup>57</sup> Die Neigung zur schwärmerischen Religiosität wird schließlich auf den Gipfel getrieben durch die Lektüre der Lieder der berühmten Quietistin Madame Guyon, die durch »so viel Seelenschmelzendes, eine so unnachahmliche Zärtlichkeit im Ausdrucke, solch ein sanftes Helldunkel in der Darstellung« einen »unauslöschlichen« <sup>58</sup> Eindruck auf Antons Herz machen – offensichtlich eine Lektüre-Urszene.

Die nächste Stufe der Lektüre erreicht Anton durch Fénelons Telemach-Roman<sup>59</sup> und andere Erzählungen aus der Antike, die nun mit der christlichen Ideenwelt »die sonderbarste Ideenkombination, die wohl je in einem menschlichen Gehirn mag existiert haben«,60 herstellen. Im elften Jahr schließlich löst sich Anton von den restriktiven Lektürevorgaben des Vaters und genießt »zum ersten Male das unaussprechliche Vergnügen verbotner Lektüre«:61 Auch er liest Die asiatische Banise, dazu Tausendundeine Nacht und Die Insel Felsenburg und damit die vom Vater aufs allerstrengste und unter Androhung von Verbrennung verbotenen Romane. Daran schließen sich, wieder vom Vater als religiös korrekt genehmigt, Fénelons Totengespräche und Ramlers Tod Jesu<sup>62</sup> an. Anton fällt daraufhin bereits die ersten Geschmacks- und Qualitätsurteile<sup>63</sup> und verarbeitet seine Lektüre systematisch in »Nachahmungen von dem Gelesenen«.64 Auch seine mit dem Eintritt ins Gymnasium beginnende Jugend wird beinahe durchgehend durch verschiedene Lektüren geprägt, die ein genaues Abbild der literarischen Landschaft samt aller ihrer Moden und Strömungen bilden, bis hin zur Shakespeare-Begeisterung, die dann auch den Anstoß zu ersten eigenen Niederschriften gibt.

Danach rücken wieder äußere Ereignisse in den Vordergrund: Ab dem zwölften Jahr besucht Anton die Stadtschule und erhält lateinischen Pri-

<sup>&</sup>lt;sup>57</sup> Vgl. ebd., S. 19.

<sup>58</sup> Ebd., S. 21.

François de Salignac de La Mothe-Fénelon: Les aventures de Télémaque, Fils d'Ulysee, Den Haag 1695 (erstmals auf Deutsch: Die seltsamen Begebenheiten des Telemach, übers. von Ludwig Ernst von Faramond, Nürnberg 1733.).

<sup>60</sup> Moritz, Anton Reiser, S. 27.

<sup>61</sup> Ebd., S. 33.

<sup>62</sup> Vgl. ebd., S. 40.

<sup>63</sup> Vgl. ebd.

<sup>64</sup> Ebd.

vatunterricht. Als ihm dieser wieder genommen wird, wird er aus Verzweiflung von einem Musterschüler zu einem »bösen Buben«65 – ein drastischer Umschlag, der möglicherweise den Beginn der Pubertät markiert. Einen scharfen äußeren Einschnitt bildet schließlich erneut der Antritt einer Lehre bei einem Hutmacher, der Anton die leidvolle Erfahrung vollständiger Abhängigkeit, Unterdrückung, Gewalt und Ausbeutung verschafft. Seine einzige Lektüre ist zu dieser Zeit, ironischerweise, ein Buch, das ihm sein Meister geschenkt hat: Engelbrechts, eines Tuchmachergesellen zu Winsen an der Aller Beschreibung von dem Himmel und der Hölle. Deshalb konzentriert er all seine geistige Energie auf das Aufschreiben der Predigten des von ihm verehrten Pastor Paulmann sowie auf Spaziergänge über den Wall, bei denen er sich »seine ganze idealische Romanenwelt«66 weiterhin imaginiert. Mit 14 Jahren schließlich wird er konfirmiert und darf im Anschluss daran ein Gymnasium besuchen. Die Bilanz im Rückblick auf seine Kindheit jedoch ist wehmütig:

So bestanden von seiner Kindheit auf seine eigentlichen Vergnügungen größtenteils in der Einbildungskraft, und er wurde dadurch einigermaßen für den Mangel der wirklichen Jugendfreuden, die andre in vollem Maße genießen, schadlos gehalten. 67

Moritz bereitet damit im Anton Reiser, bei aller psychologischen Durchdringung und allem Realismus der Darstellung, bereits in einigen Zügen die Entzeitlichung der Jugend vor. Während vor allem die Lektüren einen relativ kontinuierlichen Entwicklungsprozess anhand eines Leitmotivs initiieren – des melancholisch-hypochondrischen vjoy of grieß nämlich, vor allem in seiner religiös motivierten Variante –, gibt es daneben sozusagen zeitlose, oft frühkindliche Prägungserfahrungen, die unerwartet immer wieder auftauchen können und Identität über die Zeit herstellen; so vermutete Moritz bereits in seinem anfangs zitierten, kurzen theoretischen Text:

Sollten vielleicht gar die Kindheitsideen das feine unmerkliche Band seyn, welches unsern gegenwärtigen Zustand an den vergangnen knüpft, wenn anders dasjenige, was jetzt unser *Ich* ausmacht, schon einmal, in andern Verhältnissen, da war<sup>268</sup>

Die groben Einschnitte in der Biographie hingegen bilden auch hier – das ist wiederum der autobiographischen Basis geschuldet – Wechsel der zentralen Bezugspersonen, Ortswechsel, Institutionen wie der Schulbesuch, die Lehrlingszeit oder das Übergangsritual der Konfirmation.

<sup>65</sup> Ebd., S. 49.

<sup>66</sup> Ebd., S. 108.

<sup>67</sup> Ebd., S. 147.

<sup>&</sup>lt;sup>68</sup> Moritz, Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit, S. 66.

Demgegenüber gibt es bei Jean Paul bereits eine stärker idealisierte Kindheitsdarstellung. In seiner *Unsichtbaren Loge* (1793) findet ein ganz besonderes Erziehungsexperiment statt, das von fern an Rousseau gemahnt, diesen aber sozusagen platonisch unterfüttert: Der kleine Gustav wird nämlich von seinem dritten Lebensjahre an von einem idealen Erzieher à la Rousseau, der als der »Genius« figuriert, in einer unterirdischen Höhle erzogen, um ihn nicht vorzeitig gegen »die Schönheiten der Natur und die Verzerrungen der Menschen zugleich abzuhärten«. Auch dessen Erziehungsmaximen variieren Rousseausche Vorgaben: Die Erziehung findet vor allem durch Vorbild und Beispiele statt; sie basiert nicht auf Befehlen, sondern auf Erzählungen und Gewöhnung; dabei gilt ein Hauptaugenmerk der Beschränkung der Bedürfnisse und Wünsche. Gelesen wird gar nicht, eine wesentliche Rolle spielt hingegen das auch von Rousseau empfohlene Zeichnen, das als eine besonders eingängige Form ästhetischer Erziehung und Phantasieregulierung verstanden wird:

Es ist der frühesten Entwicklung wert, weil es das Gitter wegnimmt, das uns von der schönen Natur absondert, weil es die phantasierende Seele wieder unter die äußern Dinge hinaustreibt und weil es das deutsche Auge zur schweren Kunst abrichtet, schöne Formen zu fassen.<sup>71</sup>

Auch nach der Auferstehung des kleinen Gustav aus seiner Höhle – die aber eine umgekehrte ist, weil der Genius sie ihm als Todeserfahrung darstellte - orientiert sich seine Erziehung weiter an der Natur. Gustavs äußerer Wirkungsraum bleibt streng umgrenzt; er spielt nur mit Naturgegenständen. Ein Zugeständnis ist einzig das Theaterspielen, das auch schon bei Wilhelm von Blumenthal als typische kindliche Beschäftigung vorkam und bei Moritz wie später bei Goethe eine zentrale Rolle für die problematische Identitätsausbildung der Jugendbiographien bekommen wird, wobei der Erzähler bei Jean Paul Wert darauf legt, dass das kindliche Theaterspielen nicht Nachahmung der Erwachsenenwelt anhand von fertigen Stücken ist, sondern ein Ausagieren der kindlichen Kreativität als »zugleich Regisseur, Einbläser und Theaterdichter«.72 Wie ebenfalls für Wilhelm von Blumenthal sind die ersten, weil praktischen und anschaulichen Unterrichtsfächer die Naturgeschichte und die Geographie, wohingegen abstrakte Philosophie als »tödlich«73 bezeichnet wird; Kinderbücher schließlich sind ganz verboten. Für Gustav spielt also die Lektüre keine Rolle, er wächst auf in engem Kontakt zur Natur wie mit einer quasi-

Vgl. insgesamt zur Kindheit bei Jean Paul: Ewers, Kindheit als poetische Daseinsform, Kap. III.

Jean Paul, Die unsichtbare Loge, in: Sämtliche Werke, Abteilung 1, Band 1, hrsg. von Norbert Miller, München 1960, S. 53.

<sup>&</sup>lt;sup>71</sup> Ebd., S. 55.

<sup>&</sup>lt;sup>72</sup> Ebd., S. 78.

<sup>&</sup>lt;sup>73</sup> Ebd., S. 125.

natürlichen Religiosität. Für ihn ist die untrennbare Verbindung von oben und unten, Diesseits und Jenseits, Leben und Tod eine selbstverständliche Erfahrung seit seiner Auferstehungs. Hingegen dient seiner ästhetischen Erziehung das von Jean Paul bekanntermaßen hochgeschätzte Vermögen des Witzes als Adichterische Phantasies:

Bloß die Entwicklung des Witzes, an die man bei Kindern so selten denkt, ist die unschädlichste – weil er nur in leichten flüchtigen Anstrengungen arbeitet; – die nützlichste – weil er das neue Ideen-Räderwerk immer schneller zu gehen zwingt. [...] Es ist unbeschreiblich, welche Gelenkigkeit aller Ideen dadurch in die Kinderköpfe kommt.<sup>74</sup>

Gustavs ›Auferstehung‹ in seinem elften Lebensjahr bildet selbstverständlich auch den wesentlichen zeitlichen Einschnitt. Daneben kommen die üblichen konventionellen Gliederungsmomente in typisch Jean-Paulscher Formulierung: So beginne mit der Taufe als »erstes Sakrament« die »Bildung des Herzens«, mit dem »zweiten Sakrament«, dem Abendmahl, diejenige des Kopfes.<sup>75</sup> Die Jugend Gustavs hingegen wird durch den Antritt einer Kadettenstelle mit 18 Jahren abgeschlossen. Dazwischen jedoch finden sich noch weitere zeitliche Strukturierungsmuster. So gibt es auch bei Jean Paul eine Art von Urszenen<sup>76</sup> – den klassischen Kindheits-Sommer-Sonntag beispielsweise: »Nur im tausendjährigen Reiche gibt es solche Nachmittage, wie Gustav an der Anhöhe, gleichsam auf dem Schoß der Erde hatte«<sup>77</sup>; daneben aber auch das Erlebnis des ersten Kusses:

<sup>74</sup> Ebd., S. 135.

<sup>&</sup>lt;sup>75</sup> Ebd., S. 55.

Vgl. auch die Darstellung einer solchen Urszene in Jean Pauls Selberlebensbeschreibung: »Ich bin zu meiner Freude imstande, aus meinem zwölf-, wenigstens vierzehnmonatlichen Alter eine bleiche kleine Erinnerung, gleichsam das erste geistige Schneeglöckchen aus dem dunkeln Erdboden der Kindheit noch aufzuheben. Ich erinnere mich nämlich noch, daß ein armer Schüler mich sehr liebgehabt und ich ihn und daß er mich immer auf den Armen - was angenehmer ist als oft später auf den Händen - getragen und daß er mir in einer großen schwarzen Stube der Alumnen Milch zu essen gegeben. Sein fernes nachdunkelndes Bild und sein Lieben schwebte mir über spätere Jahre herein; leider weiß ich seinen Namen längst nicht mehr; aber da es doch möglich wäre, daß er noch lebte hoch in den Sechzigern und als vielseitiger Gelehrter diese Vorlesungen in Druck vorbekäme und sich dann eines kleinen Professors erinnerte, den er getragen und geküßt -- ach Gott, wenn dies wäre und er schriebe oder der ältere Mann zum alten käme! - Dieses Morgensternchen frühester Erinnerung stand in den Knabenjahren noch ziemlich hell in seinem niedrigen Himmel, erblaßte aber immer mehr, je höher das Taglicht des Lebens stieg; - und eigentlich erinnere ich mich jetzo nur dies klar, daß ich mich früher von allem heller erinnert« (Jean Paul, Selberlebensbeschreibung, in: Werke in 3 Bänden, hrsg. von Norbert Miller, Bd. 3, München 1975, S. 707-828, hier S. 714f.).

<sup>&</sup>lt;sup>77</sup> Jean Paul, Loge, S. 78.

Könnt' ich seinen ersten Kuß tausendmal brennender abmalen: ich tät' es; denn er gehört unter die *ersten Abdrücke* der Seele, unter die Maiblumen der Liebe, er ist die beste mir bekannte *Dephlegmation* des erdigen Menschens.<sup>78</sup>

Letzterer fällt jedoch schon in die Jugend-Phase, die Jean Paul explizit unter dem Titel des zweiten Lebensjahrzehnts thematisiert und wie Rousseau vor allem mit den Leidenschaften assoziiert:

Gustav war jetzt in der Mitte des schönsten und wichtigsten Jahrzehends der menschlichen Flucht ins Grab, im zweiten nämlich. Dieses Jahrzehend des Lebens besteht aus den längsten und heißesten Tagen; und [...] so kocht sich an der Jünglingglut zwar die Liebe reif, die Freundschaft, der *Wahrheit-Eifer*, der Dichtergeist, aber auch die Leidenschaften mit ihren Giftzähnen und Giftblasen. [...] O sie kehrt niemals, niemals wieder, die zweite Dekade des armen Lebens, die mehr hat als drei hohe Festtage: ist sie vorüber, so hat eine kalte Hand unsre Brust und unser Auge berührt.<sup>79</sup>

Die Zeitlosigkeit von kindlichen Augenblickserfahrungen kontrastiert zu chronologischen Verlaufsmustern wie der Unterscheidung von erstem und zweitem Lebensjahrzehnt, Kindheit und Jugend, oder der zweifachen Initiation in die kirchlichen Riten. Zur Veranschaulichung dieser chronologischen Modelle bedient sich der Metaphernkünstler Jean Paul der traditionellen Jahres-, Tageszeiten- oder auch Wochentagsmetaphorik; einige Beispiele:

Der eisgraue Winter mit dem schneeweißen Chorhemd – der sammelnde Herbst mit Ernten unter dem Arm, die er Gott auf den Altar legt und die der Mensch nehmen darf – der feurige Jüngling, der Sommer, der bis nachts arbeitet, um zu opfern – und endlich der kindliche Frühling mit seinem weißen Kirchenschmuck von Blüten 80

Du armer Mensch! wenn der zarte weiße, die ganze Natur überzaubernde Nebel deiner *Kinderjahre* herunter ist: so bleibst du doch nicht lange in deinem Sonnenlichte, sondern der gefallene *Nebel* kriecht wieder als dichtere *Gewitterwolke* unten rings am Blauen herauf, und am *Jünglings-Mittage* stehest du unter den Blitzen und Schlägen deiner Leidenschaften! – Und *abends* regnet dein zerschlitzter Himmel noch fort! –81

Überhaupt: ist denn die Kindheit nur der mühselige Riisttag zum genießenden Sonntag des spätern Alters, oder ist sie nicht vielmehr selbst eine Vigilie dazu, die ihre eigne Freuden bringt?

Dabei ist mehrerlei bemerkenswert: die zeitliche Umkehrung im ersten Zitat, die der Umkehrung der Auferstehung zum Leben durch den Tod entspricht; die durchgängige Verbindung von Kindheit und der Farbe weiß

<sup>&</sup>lt;sup>78</sup> Ebd., S. 143.

<sup>&</sup>lt;sup>79</sup> Ebd., S. 173.

<sup>80</sup> Ebd., S. 62.

<sup>&</sup>lt;sup>81</sup> Ebd., S. 81.

<sup>82</sup> Ebd., S. 126.

(in den Kirschblüten); die Verbindung der Jugend im Gegensatz zur Kindheit mit dem Motiv der Leidenschaftlichkeit; die starken religiösen Konnotationen (im Chorhemd, dem Altaropfer, dem Kirchenschmuck). Gustav wird im Übrigen explizit als »Himmels-Kind«<sup>83</sup> benannt; er gehört, zumindest mit seiner früh werstorbenen« unterirdischen Hälfte, zu den Genius-Kindern, die auch ein moralisches Ideal der natürlichen Unschuld verkörpern:<sup>84</sup>

Wie heitern uns im steinichten Arabien der hassenden Welt Kinder wieder auf, die einander lieben und deren gute kleine Augen und kleine Lippen und kleine Hände noch keine Masken sind!<sup>85</sup>

# 3. Kindheit als ästhetische Ganzheit und Modell romantischer Universalpoesie

Gustav steht damit sozusagen mit einem Bein noch in der Rousseauschen Tradition, mit dem anderen schreitet er energisch auf die romantische Neukonzeptualisierung von Kindheit als Identitäts- und Ganzheitsideal in zerrissenen Zeiten zu. 86 Von den Romantikern werden mit der Kindheit verschiedene Zeitkonzepte verbunden: die einer statischen Zeitlosigkeit (ein immerwährendes goldenes Zeitalter) ebenso wie die einer zyklischen Wiederkehr (die Rückkehr des goldenen Zeitalters) oder gar eines Ineinanderfallens aller Zeiten. Die dynamischen Aspekte von Jugendlichkeit werden hingegen meistens explizit in die Krisenzeit der Jugend verlegt. Die Einsprüche der schlechten Realität gegen eine allzu starke Idealisierung der Kindheit - Tod der Eltern, Unfähigkeit der Erzieher, wirtschaftliche Not - sind im romantischen Roman mit seinem universalen Idealisierungs- und Poetisierungsgebot nicht statthaft; das Gleiche gilt für psychologisierende Darstellungsmuster nach dem autobiographischen Schema. 1794 wird Hölderlin in seinem Fragment zum Hyperion schreiben: »Ja! ein göttlich Wesen ist das Kind, solang es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist. Es ist ganz, was es ist, und

<sup>83</sup> Ebd., S. 109.

<sup>&</sup>lt;sup>84</sup> Vgl. Alefeld, Göttliche Kinder, S. 49f.

<sup>&</sup>lt;sup>85</sup> Jean Paul, Loge, S. 95.

Eine Art Übergangsmodell bilden Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre, in denen auf der Handlungsebene durchaus eine realistische, bürgerlich geprägte Kindheit und Jugend stattfinden – bezeichnenderweise wird Wilhelm von seinen Lehrjahren freigesprochen, als er seine Vaterschaft an Felix anerkennt –, die gleichzeitig jedoch als exemplarischer Bildungsprozess symbolisch überlagert ist und der in Mignon eine auf die Romantik vorausweisende Verkörperung des Genius-Modells an die Seite gestellt wird.

darum ist es so schön«.<sup>87</sup> Und 1798 formuliert Novalis dann apodiktisch: »Wo Kinder sind, da ist ein goldnes Zeitalter«.<sup>88</sup>

Eine demgegenüber etwas stärker realistisch unterfütterte denn theoretisch postulierte Variante des romantischen Kindheitsbildes enthält Friedrich Schlegels *Lucinde* (1799). <sup>89</sup> Dort wird in einer der arabesken Einlagen des Textes, der *Charakteristik der kleinen Wilhelmine*, das Bild einer zur zeitlosen Poetologie gesteigerten Kindheit gezeichnet, das romanintern die Ergänzung zur konfliktträchtigen Jugend, den *Lehrjahren der Männlichkeit*, bildet. Die »wilde Jugend« äußert sich in der »Fülle der empörten Kräfte«<sup>90</sup> und ein »Chaos von innerem Leben«<sup>91</sup>, in Enthusiasmus und leidenschaftlichen Wünschen. Aus all dieser Bewegtheit kann sich jedoch nicht die Erfahrung personaler Identität entwickeln, es gibt vielmehr nur eine »Masse von Bruchstücken ohne Zusammenhang«.<sup>92</sup>

Wilhelmine ist zwei Jahre – also in einem Alter, das die realistischen Erzähltexte kaum für erzählwürdig und -fähig halten – und dem Erzähler zufolge bereits »die geistreichste Person ihrer Zeit oder ihres Alters«<sup>93</sup>. Sie verkörpert für ihn eine »harmonische Ausbildung«, »innere Vollendung« und »heitere Selbstzufriedenheit«<sup>94</sup> – Attribute, die normalerweise eher mit hohem Alter verbunden werden, andererseits wegen der traditionellen Nähe von Kindheit und Alter offensichtlich ineinander umschlagen können.<sup>95</sup> Dabei werden alle ihre kindlichen Eigenheiten als Äquivalent zur

<sup>\*\*</sup>Der Zwang des Gesezes und des Schiksaals betastet es nicht; im Kind ist Freiheit allein. In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichtum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiss vom Tode nichts« (Friedrich Hölderlin, Hyperion oder der Eremit in Griechenland, Erster Band, Tübingen 1797, S. 13). Die Abgrenzung zur Jugend wird mit dem Einsatz von Bewegung verbunden: "Aber schön ist auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit uns nicht wekt. O es sind heilige Tage, wo unser Herz zum erstenmale die Schwingen übt, wo wir, voll schnellen feurigen Wachsthums dastehn in der herrlichen Welt, wie die junge Pflanze, wenn sie der Morgensonne sich aufschliesst, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenstrekt« (Hölderlin, Hyperion, S. 14).

<sup>88</sup> Vgl. Anm. 1.

<sup>&</sup>lt;sup>89</sup> Vgl. zur Lucinde: Simonis, Kindheit in Romanen um 1800, Kap. 4.

Friedrich Schlegel, Lucinde, in: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Abt. 1, Bd. 5: Dichtungen, hrsg. von Hans Eichner, Paderborn u. a. 1962, S. 1–82, hier S. 35.

<sup>91</sup> Ebd., S. 36.

<sup>92</sup> Ebd., S. 37.

<sup>93</sup> Ebd., S. 14.

<sup>94</sup> Ebd.

<sup>&</sup>lt;sup>95</sup> Ähnlich ist auch Goethes Charakteristik der Kindheit als früher Identitätszustand in Dichtung und Wahrheit: »Das Kind, an und für sich betrachtet, mit seinesgleichen und in Beziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitre Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich

romantischen Poetik gedeutet; als »kleines Kunstwerk schöner und zierlicher Lebensweisheit«<sup>96</sup> ist die Zweijährige der poetologische Maßstab des gesamten Textes. Zu diesen Eigenschaften gehören im Einzelnen: zum Ersten die Neigung zu »Ironie« und »Bouffonerie«<sup>97</sup> im Umgang mit den Erwachsenen, die auf ihrer natürlichen kindlichen Egozentrik beruht und natürlich als Äquivalent zur romantischen Ironie verstanden wird; zum Zweiten ihre Neigung zum Nachahmen, vor allem von Gebärden, die der Erzähler im romantischen Sinne als »Hieroglyphen«98 interpretiert; zum Dritten die noch weiche, verschleifende Aussprache und die Lust an Reimen und Gesang als Beispiel einer poetischen Ursprache; zum Vierten der kindliche Animismus, gedeutet als romantische Allbelebung. Nicht zuletzt dient Wilhelmine dazu, die gefährliche Unmorak des erotischen Bildungsromans zu camouflieren, indem ihre kindliche Amoralität zum Maßstab einer natürlichen, spezifisch weiblichen Moral erklärt wird. Am wichtigsten ist jedoch die Nähe ihrer kindlich-ungebundenen Phantasie zur romantischen Universalpoesie und ihrem Verfahren der unendlichen Analogiebildung durch freigesetzte Phantasie:

Die Blüten aller Dinge jeglicher Art flicht Poesie in einen leichten Kranz und so nennt und reimt auch Wilhelmine Gegenden, Zeiten, Begebenheiten, Personen, Spielwerke und Speisen, alles durcheinander in romantischer Verwirrung, so viel Worte so viel Bilder; und das ohne alle Nebenbestimmungen und künstlichen Übergänge, die am Ende doch nur dem Verstande frommen und jeden kühneren Schwung der Fantasie hemmen.<sup>99</sup>

Bei Schlegel wird also eine besonders enge Verbindung zwischen Kindheit und romantischer Poetik auf der Grundlage empirischer Beobachtung und Analyse hergeleitet; Wilhelmine ist kein unirdisches Genius-Kind, sondern eine sehr lebendige kleine Persönlichkeit, die nicht in einem abstrakten goldenen Zeitalter, sondern im Hier und Jetzt lebt und ein reales Vorbild hat. 100

Eine stärker idealisierende Variante im Sinn von Novalis findet sich hingegen in einem 1817 erschienenen Text von E. T. A. Hoffmann, der hier am Ende stehen soll: *Das fremde Kind*, erschienen im zweiten Band der *Kinder-Märchen*. Felix und Christlieb leben abseits von der verderblichen Zivilisation auf dem Landschloss der Familie von Brakel; sie lieben nichts

andeuten, so hätten wir lauter Genies« (Johann Wolfgang von Goethe, Aus meinem Leben. *Dichtung und Wahrheit* (Goethes Werke 9), Hamburg 1955, 2. Buch; HA 9, 72).

<sup>96</sup> Friedrich Schlegel, Lucinde, S. 15.

<sup>97</sup> Ebd., S. 14.

<sup>98</sup> Ebd., S. 16.

<sup>99</sup> Ebd., S. 14

<sup>100</sup> Dem Kommentar nach handelt es sich dabei um seine Nichte Auguste, die Tochter seiner Schwester Charlotte Ernst (vgl. Schlegel, Lucinde, S. XLII).

398 Jutta Heinz

mehr als das Spielen im Wald. Ihr ›Naturzustand‹ wird aber empfindlich gestört durch den Besuch reicher Verwandter, die mit ihren gestutzten und geputzten Kindern Bonbons und künstliche mechanische Spielzeuge in die Idylle bringen und den Eltern die Idee in den Kopf setzen, Felix und Christlieb müssten auch von einem Hofmeister in den »Wissenschaften«¹¹¹ unterrichtet werden – ihre bisherige Bildung hatte im Wesentlichen aus alten Geschichten bestanden, sie schreiben jedoch eine »saubere Handschrift«¹¹² und kennen alle Tiere und Pflanzen im Wald. Härter als in den beiden unterschiedlichen Geschwisterpaaren könnte der Kontrast zwischen einer vermeintlich einseitig rationalen Aufklärung und ihrem kalten Verstandeswissen auf der einen Seite und der Romantik mit ihrem intuitiven Naturwissen, ihrer Neigung zur Phantasie und Poesie auf der anderen nicht gezeichnet werden. Deutlich zu erkennen ist zudem immer noch Rousseaus natürliche Erziehung mit ihrer Ablehnung frühzeitigen Bildungswissens zugunsten anschaulich vermittelter Naturkenntnis.

Felix und Christlieb fliehen, durch die fremdartigen Spielsachen verwirrt und verstört, in ihren Wald, wo ihnen nun erstmals das >fremde Kind erscheint. Als eine offensichtliche Verkörperung der romantischen Phantasie und Poesie kann es alle Naturdinge zum Sprechen bringen. Seine Mutter, so berichtet es, sei die mächtigste Fee: »Alles was auf der Erde webt und lebt hält sie mit treuer Liebe umfangen«103; besonders hänge sie aber an den Kindern. Während die Fee eine romantische Allegorie des Gefühls und des Herzens ist, ist ihr Hauptgegner – der Gnomenkönig Pepser, der seit einiger Zeit ihr Reich bedroht – eine Verkörperung des Verstandes und der Wissenschaften, indem er behauptet, »er sei ein großer Gelehrter, er wisse mehr und würde größere Dinge bewirken als alle übrige«104. Zwar wird Pepser, als er als Hofmeister von Felix und Christlieb auftritt, schließlich von den Eltern verjagt, aber auch die Phantasie entfaltet am Schluss eine durchaus bedrohliche Macht. Es stellt sich heraus, dass bereits der Vater das ›fremde Kind‹ in seiner eigenen Kindheit gesehen, es dann aber im Laufe des Lebens vergessen hatte; nun zerreißt ihm die Sehnsucht sein Herz. Er stirbt letztlich an einer melancholischen Erinnerung an den Zauber seiner Jugend, der ihm im Erwachsenenleben verloren gegangen war. Das ›fremde Kind‹ versichert den Halbwaisen am Schluss jedoch, sie immer zu beschützen – wenn sie es nur nicht vergessen: »Und sie empfanden die Wonne des Himmels, die in ihrem Innersten

E. T. A. Hoffmann, Das fremde Kind, in: Sämtliche Werke in sechs Bänden, Bd. 4, hrsg. von Wulf Segebrecht, Frankfurt a. M. 2001, S. 570–615, hier S. 577.

<sup>102</sup> Ebd., S. 601.

<sup>103</sup> Ebd., S. 594.

<sup>104</sup> Ebd., S. 597.

aufgegangen«. 105 Die Lehre aus dem Märchen ist nur allzu klar: Das Herz des Menschen kann am Verstand und den Wissenschaften kein Genügen finden, sondern wird durch sie seiner eigenen ebenso wie der Allnaturk entfremdet – ein Prozess, der prosaisch gemeinhin als Erwachsenwerden bezeichnet wird. Bleibt man jedoch in seinem Herzen ein Kind und der Märchen-Phantasie getreu, wird man immer, unter jeglichen äußeren Umständen, sein Glück finden.

# 4. Verzeitlichung und Entzeitlichung der Jugend – Zusammenfassung

Auf einer sehr allgemeinen Ebene kann man die unterschiedlichen mit der Kindheit verbundenen Zeitmodelle in Aufklärung und Romantik auf den Gegensatz von Abgrenzung/Entwicklung auf der einen Seite und Identität/Perpetuation auf der anderen Seite zuspitzen. Letztlich jedoch basieren beide Kindheitskonzepte, so unterschiedlich sie in ihren Erscheinungsformen auch sein mögen, auf einer grundlegenden Naturalisierungsbewegung, die Rousseau auch für die Kindheit wirkungsmächtig eingeleitet hatte: sei es nun die natürliche Erziehung – mit Betonung der physischen Komponenten, der Wichtigkeit guter Vorbilder und Lektüreverboten – oder die Rückkehr in einen ungeteilten Naturzustand vor aller Zivilisation. Das Kind ist für ein Zeitalter, dem die eigene Natürlichkeit angesichts der zunehmenden Komplexität gesellschaftlicher Rollenzuschreibungen abhanden zu kommen droht, der natürlichere und damit der bessere Mensch. 106

In romantischen Texten stellt die Kindheit einen eigenen Raum mit einer von der äußeren Zeit beinahe unabhängigen temporalen Struktur dar: Kindheit ist ein zeitloser Idealzustand, der im realen Leben nur als allgemeine Orientierungslinie dienen kann – sei es als die Vorstellung ei-

<sup>105</sup> Ebd., S. 615.

Vgl. zu Unterschieden und Gemeinsamkeiten auch die Studie von Hans-Heino Ewers, Kindheit als poetische Daseinsform, S. 260: »Mit ihrer Entwicklung zur Metaphysik ist die romantische Kindheitsphilosophie zugleich auch zu ihrem historischen Höhepunkt gelangt; als Metaphysik der Kindheit, als mystische Kindheitslehre ist sie denn auch von der romantischen Bewegung im engeren Sinne vorgetragen worden [...]. Die Überführung der anthropologischen Kindheitstheorie in eine Metaphysik der Kindheit verändert nicht die Inhalte, sondern einzig deren Fundierungs- und Ableitungsweise. An die Stelle der natürlichen Erklärung tritt die metaphysische Deduktion ein und derselben kindlichen Wesenzüge. Zudem findet dieser Austausch nicht bei sämtlichen Wesensmerkmalen des Kindlichen statt. Einen Restbestand anthropologischer Bestimmungen muß sich auch die extremste Kindheitsmetaphysik bewahren, gilt ihr das Kind doch wieder als sinnlichübersinnliches Doppelwesen.«

nes ›goldenen Zeitalters‹, als Erhalt eines kindlichen Herzens oder als poetisch-natürliche Form der Einheit und Ganzheit. 107 Eine Binnengliederung ist deshalb auch nicht nötig; der harte Einschnitt in entwicklungspsychologischer Hinsicht ist nur derjenige zur Jugend. Wie Günter Oesterle zu Recht festgestellt hat, wird diese der »lebensgeschichtlich genuine und sozial lizenzierte Zeitraum der Entfaltung von Subjektivität, ihrer Krisen und Risiken«. 108 Kindheit selbst jedoch ist und sollte für den Romantiker unabschließbar sein. Sie ist insofern mehr ein seelischer Zustand, eine Wahrnehmungsdisposition, eine zeitlose Konstante im Universum der menschlichen Möglichkeiten als ein reales Lebensalter; daher entsprechen ihr als Darstellungsform die romantische Allegorie oder das Märchen am ehesten.

Im aufklärerischen Kontext hingegen herrscht das teleologische Modell der menschlichen Entwicklung, die vom Kind ihren Ausgang nimmt und über verschiedene Phasen auf den Endzustand von Erwachsenheit und Mündigkeit ausgerichtet ist. In diesem Zusammenhang werden Übergänge, Schwellen und Grenzen wichtig. Diese können äußerer Art sein wie die gesellschaftlichen oder religiösen Übergangsrituale von Konfirmation und Lehrlingszeit; individualpsychologisch prägend ist der häufige Wechsel von engen Bezugspersonen beziehungsweise das schon von Rousseau thematisierte Problem der Erziehung des guten Erziehers selbst; entwicklungspsychologisch die Dominanz bestimmter Vermögen in bestimmten Phasen. 109 Auch die Pädagogik der Zeit orientiert sich zunehmend an Phasen-Modellen, denen dann bestimmte Disziplinen zugeordnet werden – beispielsweise die Naturgeschichte und die Geographie als didaktische Grundlagenwissenschaften oder das Zeichnen als Wahrnehmungsschulung. Verbunden damit ist häufig Kritik an tradierten Erzie-

Ein weiteres Beispiel dafür ist Schillers bekannte Bestimmung der Kindheit als natürlicher Zustand der Naivität in Über naive und sentimentalische Dichtung. »Sie [die Gegenstände der Natur] sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Teuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmut erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen« (Friedrich Schiller, »Über naive und sentimentalische Dichtung«, in: Sämtliche Werke, Bd. 5, hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, München 1959, S. 694–780, hier S. 695).

Vgl. Günter Oesterle, »Einleitung«, in: Ders. (Hrsg.), Jugend – ein romantisches Konzept?, Würzburg 1997, S. 9–29, hier S. 13.

Vgl. dazu auch beispielsweise Herder, Journal meiner Reise, S. 162: »Aristoteles, Horaz, Hagedorn haben die Lebensalter geschildert; ihre Schilderung muß für die Seele auf gewisse Hauptbegriffe psychologisch zurückgeführt werden, und diese sind Neugierde, Einbildungskraft und Leidenschaft, Witz und Bonsens, endlich die alte Vernunft. Und aus ihnen wird so ein System des menschlichen Lebens, wie Montesquieu die Regierungsarten geschildert hat«.

hungsgewohnheiten – den Ammenmärchen, einer allzu frühen religiösen Indoktrination – und überkommenen pädagogischen Konzepten – mechanischem Auswendiglernen, zu früher Intellektualisierung bereits in der Lateinschule, Vernachlässigung der physischen Erziehung. Die erzählerisch angemessene Form der Darstellung in diesem Kontext ist deshalb der anthropologisch-pragmatische Roman mit seinem (häufig) autobiographischen Hintergrund, seinem Realismus und seiner Verpflichtung auf Kausalität und psychologische Motivierung.

Daneben gewinnen aber auch innerliche Prozesse an Bedeutung. Hier sind Erinnerungen an bestimmte Lebensepochen oder Übergänge auffallend häufig an Lektüreszenen, Lektüreverbote und Lektüreerinnerungen geknüpft. Auf einer tieferen zeitlichen Ebene schließlich gibt es aber auch hier eine Art Entzeitlichung: Zunehmend wird die Bedeutung kindlicher Urszenen erkannt, die unabhängig vom jeweiligen Entwicklungsstatus jederzeit in der Erinnerung auftauchen können und auf einer kaum bewussten Ebene die Identitätsentwicklung lenken und beeinflussen. Die Kindheit ist somit auch für die Aufklärer niemals ganz überwunden, sondern behält eine enge Beziehung zu allen anderen Lebensaltern - sei es als unbewusste Traumatisierung (wie bei Anton Reiser) oder als unzerstörbare moralische und praktische Identitätsbasis (wie bei Wilhelm von Blumenthal). In einigen Punkten, so auch der anfangs zitierte Aufklärer Theodor Gottlieb von Hippel, bleibt der Mensch deshalb immer Kind. Das soll abschließend eine besonders originelle Lebensaltergliederung demonstrieren, die er einer seiner Figuren in seinem Roman Lebensläufe nach aufsteigender Linie in den Mund legt und die bis heute (nur leicht variiert: an die Stelle der Taschenuhr würde wohl das Handy treten) Bestand haben

Mein Vater pflegte zu sagen: Es wären fünf Wünschperioden beim Menschen: Erstlich, Beinkleider. Zweitens, Taschenuhr. Drittens, Mädchen. Viertens, Vermögen. Fünftens, Landgut!<sup>110</sup>

Hippel, Lebensläufe, S. 364.

#### Literatur

#### Quellen

- [FÉNELON] François de Salignac de La Mothe-Fénelon, Les aventures de Télémaque, Fils d'Ulysee, Den Haag 1695 (erstmals auf Deutsch: Die seltsamen Begebenheiten des Telemach, übers. von Ludwig Ernst von Faramond, Nürnberg 1733.)
- GOETHE, Johann Wolfgang, *Dichtung und Wahrheit* (Goethes Werke 9), hrsg. von Erich Trunz, Hamburg 1955.
- HERDER, Johann Gottfried, *Journal meiner Reise im Jahre 1769*, Nördlingen 1985.
- HIPPEL, Theodor Gottlieb von, Lebensläufe nach aufsteigender Linie, Dritter Theil, Leipzig 1859.
- HÖLDERLIN, Friedrich, Hyperion oder der Eremit in Griechenland, Erster Band, Tübingen 1797.
- HOFFMANN, E. T. A., *Das fremde Kind*, in: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*, Bd. 4, hrsg. von Wulf Segebrecht, Frankfurt a. M. 2001, S. 570–615.
- JEAN PAUL, *Die unsichtbare Loge*, in: *Sämtliche Werke*, Abteilung 1, Bd. 1, hrsg. von Norbert Miller, München 1960, S. 707–828.
- Selberlebensbeschreibung, in: Werke in 3 Bänden, hrsg. von Norbert Miller, Bd. 3, München 1975.
- JUNG-STILLING, Johann-Heinrich, Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte, in: Lebensgeschichte, hrsg. von Gustav Adolf Benrath, Darmstadt 1992, S. 1–79.
- JUNG-STILLING, Johann Heinrich, Henrich Stilings Jünglings-Jahre. Eine wahrhafte Geschichte, in: Der.: Lebensgeschichte, hrsg. von Gustav Adolf Benrath, Darmstadt 1992, S. 81–186.
- MORITZ, Karl Philipp, »Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit«, in: *Gnothi sauton oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*, Band 1, 1. Stück, Berlin 1783, S. 65–70.
- Anton Reiser. Ein psychologischer Roman, hrsg. von Wolfgang Martens, Stuttgart 1972.
- NOVALIS, Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, Bd. 2: Das philosophische Werk, hrsg. von Richard Samuel und Paul Kluckohn, Darmstadt 1965.
- ROUSSEAU, Jean-Jacques, Emile oder Über die Erziehung, hrsg. von Martin Rang, Stuttgart 1963.
- SCHILLER, Friedrich, Ȇber naive und sentimentalische Dichtung«, in: Ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 5, hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, München 1959, S. 694–780.

- SCHLEGEL, Friedrich, *Lucinde*, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Abt. 1, Bd. 5: *Dichtungen*, hrsg. von Hans Eichner, Paderborn u. a. 1962, S. 1–82.
- SCHUMMEL, Johann Gottlieb, Wilhelm von Blumenthal oder das Kind der Natur, Leipzig 1780–81.
- ZIEGLER, Heinrich Anselm von: Die asiatische Banise oder Das blutige doch muthige Pegu, Leipzig 1689.

#### Forschung

- ALEFELD, Yvonne-Patricia, Göttliche Kinder. Die Kindheitsideologie in der Romantik, München u. a. 1996.
- EWERS, Hans-Heino, Kindheit als poetische Daseinsform. Studien zur Entstehung der romantischen Kindheitsutopie im 18. Jahrhundert. Herder, Jean Paul, Novalis und Tieck, München 1989.
- HIPPE, Max, Art. »Schummel, Johann Gottlieb«, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Band 33 (1891), S. 59–61.
- MARTIN, Dieter, Barock um 1800, Frankfurt a. M. 2000.
- OESTERLE, Günter, »Einleitung«, in: Ders. (Hrsg.), Jugend ein romantisches Konzept?, Würzburg 1997, S. 9–29.
- PIAGET, Jean, Das Weltbild des Kindes, München 1988.
- / Bärbel INHELDER, Die Psychologie des Kindes, München 1986.
- SIMONIS, Annette, Kindheit in Romanen um 1800, Bielefeld 1993.
- ZEDLER, Johann Heinrich, Art. »Kind«, in: Ders.: Großes vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, Graz 1982, Bd. 15, Sp. 640–642.